SERIE PIPER
Band 462

Zu diesem Buch

»Marschroute eines Lebens« dokumentiert das Erleben und Erleiden eines Opfers der Stalinschen Säuberungen. Jewgenia Ginsburg legt Zeugnis ab von ihrem Leidensweg unter namenlosen Häftlingen des NKWD und unter Deportierten in den Eiswüsten Nordsibiriens. Eine zuvor Unbekannte, die der sozialistischen Revolution zu dienen suchte, protokolliert, was eine systematisch waltende Routine-Justiz für anderthalb Jahrzehnte zur Marschroute ihres Lebens machte. Sie schildert nicht ohne Ironie das, was sie erlebte, aber ohne Stilisierung, ohne Pose, in einer klaren und bezwingenden Sprache, die zugleich den Glanz echter Volkstümlichkeit und die Beweiskraft des Authentischen besitzt. Sie beschönigt nicht fehlende Solidarität, doktrinäre Befangenheit zwischen Häftlingen verschiedener politischer Überzeugung. Sie unterschlägt nicht Beweise des Mitleids und der Milde, die sie bei den Wächtern und Aufsehern antraf. Sie rechtet nicht, sie berichtet. Sie läßt die Tatsachen sprechen mit jener Redlichkeit, die nur denen gegeben ist, die reinen Willens und wachen Gewissens sind.

Als eine Botschaft an die kommenden Generationen ist dieses Buch geschrieben. Nur einem Ziel soll es dienen: die Wiederkehr des Schreckens verhindern zu helfen. Und die Autorin bleibt standhaft in ihrem Vertrauen auf jene Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit der Kommunistischen Partei, die nach ihrer Überzeugung allein das vielfältige Unrecht der Vergangenheit überwinden und durch eine bessere Zukunft widerlegen kann.

»Marschroute eines Lebens« wurde rasch im Samisdat verbreitet und 1967 erstmals in Italien veröffentlicht. Der zweite Teil des Manuskripts, der die Jahre 1940 bis 1956 umfaßt, erschien auf deutsch unter dem Titel »Gratwanderung«.

Jewgenia Ginsburg, 1906 in Moskau geboren, wo sie 1977 starb. Dozentin für Geschichte an der Universität Kasan; Mitglied der KPdSU; wurde 1937 des »Terrorismus« bezichtigt und vor ein Militärgericht gestellt; zweijähriger Inhaftierung im Moskauer Butyrki-Gefängnis folgte die Deportation nach Sibirien; nach achtzehn Jahren Gefängnis und Lager wurde sie 1955 rehabilitiert. Einer ihrer Söhne ist der Schriftsteller Wassilij Aksjonow.

Jewgenia Ginsburg

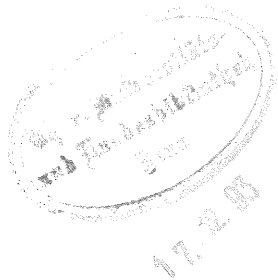
Marschroute eines Lebens

Aus dem Russischen
von Swetlana Geier

Piper
München Zürich

Im Jahr 1967 erschienen die russische Originalausgabe
unter dem Titel »Krutoj Marschrut« (I) und die italienische
unter dem Titel »Viaggio nella vertigine« (I)
im Verlag Arnoldo Mondadori, Mailand,
die deutsche Erstausgabe im Rowohlt Verlag, Reinbek.

Von Jewgenia Ginsburg liegt in der Serie Piper
außerdem vor:
Gratwanderung (293)



ISBN 3-492-10462-2
Neuausgabe März 1986
3. Auflage, 15.–18. Tausend Oktober 1992
Originalausgabe:
© Arnoldo Mondadori Editore, Mailand 1967
Deutsche Ausgabe:
© R. Piper GmbH & Co. KG, München 1986
Umschlag: Federico Luci,
unter Verwendung einer Aufnahme von Jewgenia Ginsburg
aus dem Jahre 1936
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Marschroute eines Lebens

Das Transitlager

Es wurde Morgen. Der Morgen des 7. Juli 1939. Wir gingen und gingen. Wir ahnten, daß es ein glühend heißer Tag werden würde. Vorläufig aber umspülte uns die wunderbare Luft, die nach frischgewaschener Wäsche duftete. Wir sogen sie gierig ein, als könnte sie den Schmutz des Waggons Nr. 7 von uns abwaschen. Die Straße stieg an und senkte sich wieder. Auf der ganzen Strekke begegneten wir niemandem. Wir sahen keinen Menschen, kein Auto, kein Pferd. Die Welt war wie ausgestorben. Als wären wir die letzten Überlebenden, die sich mit dem versickernden Leben noch abquälen mußten.

Mir war, als schliefe ich im Gehen. Als schliefe ich und nähme im Traum den Geruch des Meeres und eine öde Straße wahr. Nur das Stöhnen und die Rufe der anderen holten mich in die Wirklichkeit zurück. Es waren Freudenrufe, wie seltsam das auch scheinen mag. Die Blinden von gestern riefen beglückt: «Ich sehe!» Noch wußten viele von ihnen nicht, daß sie abends, beim Anbruch der Dunkelheit, wieder erblinden würden.

Die Frauen aus Susdal sind viel schwächer als wir anderen aus Jaroslawl. Mit ihren kahlgeschorenen Köpfen sehen sie alle gleich aus, als kämen sie von einem Fließband des Grauens.

Der Weg will nicht enden. Bis heute weiß ich nicht, wie viele Kilometer wir zurücklegten. Die Wachsoldaten sind schon ganz heiser von den Kommandorufen, die Schäferhunde kläffen faul wie harmlose Köter. Es wird immer heißer. Nur nicht zusammenbrechen ... denn vor uns liegt das Transitlager, das heißersehnte Transitlager, wo die Zone der Männer von der der Frauen nur durch einen Stacheldrahtzaun getrennt ist, wo wir den Männern begegnen werden, *unseren* Männern. Auch ich habe vielleicht eine Chance, meinen Mann zu treffen ... Nur zu gern glauben wir an diese Legende, die aus den hoffnungslos veralteten Gefängnis- und Lagererfahrungen unserer Sozialrevolutionäre und Menschewiken stammt. Diese irrsinnige Hoffnung führt jetzt die halbtoten Schatten durch die Senken und über die Erhebungen unseres Weges unter der immer glühender brennenden Sonne des Fernen Ostens.

Da sind die Tore des Transitlagers! Sie sind mit dichtem Stacheldraht umgeben.

Hundegebell. Die Schäferhunde werden wieder lebhaft. Sie spüren, daß ihre Aufgabe bald erfüllt ist.

«In Fünferreihen, in Fünferreihen! Durch das Tor!» kommandieren die Wachen und stoßen die Zusammenbrechenden vor sich her.

Im Lager, an dem Stacheldrahtzaun entlang, stehen Frauen, zahllose Frauen. Sie tragen ausgebleichte, geflickte, zerrissene Kleider und Jacken. Die Frauen sind mager, ausgemergelt, ihre Gesichter vom Wetter gegerbt und gebräunt. Auch sie sind Häftlinge, aber Lagerhäftlinge. Der tödliche Hauch der Einzelzellen von Jaroslawl und Susdal blieb ihnen erspart. Diese Frauen sehen aus wie Bettlerinnen, wie Flüchtlinge oder Obdachlose. Nicht schlimmer. Wir dagegen ... Wir sehen aus, als kämen wir aus bösen Träumen.

Dieser Gedanke steht den Lagerhäftlingen, die uns hier erwarten, im Gesicht geschrieben. Entsetzen, brennendes Mitleid. Die Bereitschaft, brüderlich das Letzte mit uns zu teilen. Viele von ihnen weinen unverhohlen, als sie uns sehen und beobachten, wie das graue endlose Band langsam durch das Tor zieht. Wir hören gedämpfte Stimmen.

«Die Jeschow-Uniform ... Sträflingskluft.»

«Zwei Jahre Einzelzelle, manchmal noch länger ...»

«Tjursaks ...»

Tjursak ... Das Ungeheuer mit dem Namen Tjursak ... Dieses schreckliche Wort sollte fast zehn Jahre wie ein Stein an unserem Hals hängen. Tjuremnoje Sakljutschenije ...

Wir waren die Schlimmsten unter den Übeltätern. Die Verbrecher unter den Verbrechern. Die Unglücklichsten unter den Unglücklichen. Mit einem Wort: wir waren die aller-aller-aller ...

Wir erkannten nicht gleich den ganzen Ernst unserer Lage. Erst später wurde uns klar, daß es hier, in diesem neuen Kreis der dantischen Hölle, im Gegensatz zu Jaroslawl, wo wir alle mehr oder weniger gleichgestellt waren, keine Gleichheit gab. Es stellte sich heraus, daß in den Lagern die Häftlinge in zahlreiche, von der teuflischen Phantasie unserer Peiniger geschaffene ‹Klassen› eingeteilt waren.

Hier hörten wir zum erstenmal das Wort ‹Bytowiki›[61]. Das war die Lageraristokratie: Menschen, die nicht wegen politischer Verbrechen, sondern irgendwelcher ‹Amtsvergehen› wegen verurteilt worden waren. Keine Volksfeinde also, sondern ‹ehrenwerte› Personen, die Unterschlagungen begangen, Staatseigentum veruntreut oder Bestechungsgelder angenommen hatten. (Mit den Kriminellen, die diskret unter der gleichen Rubrik geführt wurden, kamen wir erst später in Berührung. Im Transitlager gab es keine Kriminellen.)

Die ‹Bytowiki› sind sehr stolz darauf, daß sie keine Volksfeinde sind. Sie sind Menschen, die ihre Fehler durch eifriges Arbeiten wiedergutmachen möchten. Sie haben sämtliche Lagerposten inne, für die Häftlinge zugelassen sind. Die Arbeitstruppführer, die Barackensprecher, die Brigadiere, die Aufseher, die Stubenältesten – sie waren in der Mehrzahl ‹Bytowiki›.

Dann kam die komplizierte Hierarchie der ‹Achtundfünfziger› – der Politischen. Der harmloseste Artikel war 58/10: ‹Witzeerzähler›, ‹Schwätzer› oder, nach der offiziellen Terminologie, ‹antisowjetische Agitatoren›. Zu ihnen gehörten auch die, die unter der Abkürzung ‹KRD› (Konterrevolutionäre Tätigkeit)[62] geführt wurden.

In den meisten Fällen waren es Parteilose. Nach den Lagergesetzen hatte diese Kategorie Anspruch auf leichtere Arbeit und konnte in manchen Fällen sogar zu Verwaltungsarbeiten herangezogen werden. Seltener gestand man solche Vergünstigungen den Häftlingen mit der Bezeichnung ‹Pescha› (Spionageverdacht)[63] zu. Die ‹allerschlimmsten›, jedenfalls bis zu unserer Ankunft, waren die sogenannten ‹KRTD› (Konterrevolutionäre trotzkistische Tätigkeit)[64]. Sie waren die Parias des Lagers. Sie wurden für die schwersten Außenarbeiten eingeteilt, durften nie einen ‹Posten› haben und wurden an Feiertagen manchmal in Strafzellen von den anderen Häftlingen isoliert.

Nach unserer Ankunft atmeten die ‹KRTD› auf. Neben einem Tjursak, der aus einer politischen Strafanstalt kam und von einem Militärkollegium nach den ‹Terror›-Artikeln verurteilt worden war, verblaßten die ‹Verbrechen› der ‹KRTD›. Jetzt bekamen sie eine beachtliche Ablösung fürs Holzfällen, für die Melioration und für die Heuernte in Kolyma.

Der wesentliche Unterschied zwischen den ‹KRTD› und uns ergab sich aus dem Zeitpunkt der Verhaftung. In der Mehrzahl Parteimitglieder wie wir, waren sie schon vor uns verhaftet wor-

den, zu jener Zeit, als auf konterrevolutionäre trotzkistische Tätigkeit fünf Jahre standen. Wir dagegen, die wir auf dem Höhepunkt der Aktionen von Jeschow und Berija festgenommen worden waren, wurden zuerst zu den üblichen zehn und später zu zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren Haft verurteilt. Dabei ergab sich ein merkwürdiges Paradoxon. Da man zuerst diejenigen verhaftet hatte, die irgendwelche Verbindungen zur Opposition hatten, befanden sich unter den ‹KRTD› durchaus auch welche, die irgendwann eine ungültige Stimme abgegeben oder sich der Stimme enthalten hatten. Bei uns dagegen überwogen – trotz des hohen Strafmaßes und des strengen Strafvollzugs, der mit den besonderen Umständen der Zeit zusammenhing – die orthodoxen Kommunisten, Parteifunktionäre, die Intelligenzler der Partei, die niemals eine oppositionelle Haltung vertreten hatten. Aber wer beachtete schon solche Ungereimtheiten?

«Für die patriarchalischen deutschen Frauen besteht das Leben im wesentlichen aus drei oder vier ‹K›: Kinder, Küche, Kirche, Kleider», scherzten meine Genossinnen im Transitlager. «Unser Leben dreht sich jetzt um die vier ‹T›: Trotzkismus, Terrorismus, tjascholyj trud[65].»

Einen anderen Witz erzählte man sich nach der medizinischen Untersuchung, der wir uns im Transitlager unterziehen mußten: «Bitte tief atmen», sagt der Arzt und setzt das Stethoskop an. Und dann fragt er: «Artikel?»

«Tjursak . . . Zehn Jahre . . .»

«Nicht atmen . . .»

Ja, das Atmen fiel uns nicht leicht. Mit zynischer Konsequenz, über die wir uns nun nicht mehr wunderten, wurde das Ergebnis der medizinischen Untersuchung im Lager auf die Artikel und Paragraphen «abgestimmt», nach denen wir verurteilt worden waren. Dem Tjursak entsprach ‹tjascholyj trud›, das bedeutete: erste Gesundheitskategorie – und so wurde das Ergebnis festgesetzt. Es genügt zu sagen, daß Tanja Stankowskaja vier Stunden vor ihrem Tod in die erste Gesundheitskategorie eingestuft wurde.

Hier lernten wir zum erstenmal die Lagermedizin kennen und entdeckten einige neue Aspekte im Arztberuf: erstens kann einen dieser Beruf vor dem sicheren Tod retten, denn Ärzte werden immer gebraucht, auch wenn sie ein ‹Tjursak› sind. Zweitens ist es für einen Lagerarzt sehr viel schwerer als für jeden anderen Sterblichen, sich eine reine Seele zu bewahren, sein Gewis-

sen – und damit auch das Leben Tausender seiner Leidensgenossen – nicht für ein Linsengericht zu verkaufen. Jeden Augenblick wird er in Versuchung geführt, sei es durch die Aussicht auf eine geräumige warme Ecke in der Verwaltungsbaracke oder auf ein Stückchen Fleisch im Eintopf oder auf eine saubere wattierte Steppjacke. Wir wußten noch nicht, wer von den Ärztinnen unter unseren Mithäftlingen den Versuchungen widerstehen und innerlich stark bleiben würde – das sollte sich erst in Kolyma zeigen. Aber es fiel uns allen auf, daß Anja Ponisowskaja aus Susdal sich plötzlich geradehielt und daß ihre Stimme einen (vorläufig noch recht melodischen) metallischen Unterton bekam, als sie Mitglied der medizinischen Kommission wurde und die Gefängniskleider unter einem weißen Kittel verbergen und den geschorenen Kopf mit einem weißen Tuch mit dem roten Kreuz bedecken durfte.

Das Transitlager war ein riesiger mit Stacheldraht umzäunter schmutziger Hof, wo es nach Salmiak stank und nach Chlorkalk, der ständig in die Latrinen geschüttet wurde. Ich habe bereits jene besondere Art von Wanzen erwähnt, die die große zugige Holzbaracke mit den dreistöckigen Pritschen bevölkerten. Zum erstenmal in meinem Leben konnte ich beobachten, wie diese Insekten, ähnlich wie die Ameisen, im Kollektiv lebten, fast wie vernunftbegabte Wesen. Trotz der ihnen eigenen Langsamkeit bewegten sie sich dreist und geschäftig in mächtigen Formationen, vollgesogen mit dem Blut früherer Transporthäftlinge. Es war unmöglich, auf den Pritschen auch nur zu sitzen, geschweige denn zu schlafen. Gleich in der ersten Nacht begann der große Auszug nach draußen, unter den freien Himmel. Einige von uns hatten das Glück, irgendwo ein Brett, ein Stück von einer zerbrochenen Tür oder eine Bastmatte zu erwischen. Andere, die sich nicht so schnell in der neuen Umgebung zurechtfinden konnten, breiteten auf der trockenen fernöstlichen Erde den vertrauten Mantel aus Jaroslawl aus.

Ich werde die erste Nacht, die ich im Transitlager unter freiem Himmel verbrachte, nie vergessen. Nach den zwei Jahren im Gefängnis sah ich zum erstenmal wieder die Sterne über mir. Vom Meer kam eine frische Brise. Das alles weckte in mir ein trügerisches Gefühl der Freiheit. Die Gestirne schwebten über mir, sie veränderten ihre Stellung. Und wieder mußte ich an Pasternak denken ...

Der Wind liebkoste die Sterne heiß und zum Opfer bereit,
Mit dem ewigen, Werden spendenden, eigenen Hauch ...

Ein Telegrafendraht summte die Melodie dieser Verse mit. Die Luftwogen vom Meer überdeckten den scharfen Geruch des Chlorkalks. Noch eine kleine Anstrengung, und ich bin beinahe glücklich. Denn bis zum Morgen, bis man wieder gezwungen ist, zu leben, ist es noch lang. Jetzt gibt es nur Gedichte, Sterne und ganz in der Nähe das Meer. Ich vergegenwärtige mir immer wieder, daß Wladiwostok eine Hafenstadt ist und daß von hier täglich Schiffe nach fernen unbekannten Ländern auslaufen. Und vielleicht ist ‹Transitka› nur der Name eines Schiffes, auf dem wir über die Meere dahinfahren ...

Ich schließe die Augen und überlasse mich – nach einer so langen Trennung – der schwindelerregenden Begegnung mit der Natur. Wir fahren, wir fahren ... Wohin treibt sie, unsere Arche Noah? Über ihr funkeln die Sterne. Und hier unten sind unsere Lebensfunken – kleine Lichter im Wind, zitternd, unsicher ...

Am Morgen, als sich in der Dämmerung alle Farben und Schattierungen abzeichnen, halte ich vor Begeisterung den Atem an, denn ich entdecke in den Winkeln unseres Hofs ein paar armselige Brennesselstauden und große staubige Kletten. Ich bin bestürzt von der grünen Pracht. Ich vergesse die tückischen Eigenschaften der Brennessel und bewundere ihre Schönheit. Und die vertrauensseligen, gutmütigen Kletten ... Sie sind aus dem fernen Land meiner frühen Kindheit hierhergekommen, sie haben sich aus unserem kleinen stillen Hof in einer Moskauer Seitenstraße hierher in die Fremde verirrt.

«Aufstehen! Frühstück!»

Das Essen wurde in Feldküchen gebracht, und wir mußten uns rasch in langen Schlangen anstellen. Es gab einen heißen Eintopf und auch noch irgendwelche unbekömmlichen Pasteten, durch die sich die ohnehin schon sehr hohe Zahl der Darmkranken verdoppelte.

An den ersten drei Tagen, an denen die medizinischen Untersuchungen stattfanden, wurde unser Transport noch nicht zur Arbeit geschickt, und wir nützten die Zeit, indem wir neue Bekanntschaften schlossen. Mit der unersättlichen Neugierde ehemaliger Einzelhäftlinge unterhielten wir uns mit den Lagerhäftlingen, die bereits über einen Monat hier im Transitlager waren. Und wieder Schicksale ... Schicksale ... Irrsinnig in ihrer Unglaubwürdigkeit und dennoch wahr. Tragisch ihrem Wesen nach und zugleich eine Kette komischer, grotesker Episoden.

«Wir haben uns doch irgendwo schon einmal gesehen, ganz

bestimmt», sagt Sofja Meschlauk, die Frau von Molotows Stellvertreter, ganz aufgeregt, und kann ihre Augen von Tanja nicht abwenden.

«Ja, mir kommt Ihr Gesicht auch bekannt vor... Wir müssen uns entweder im Regierungssanatorium oder im Butyrki begegnet sein...»

Wir alle rollten behutsam das Knäuel der Zeit auf. Jede begann mit der Schilderung ihrer Verhaftung, und immer wieder hörten wir neue Varianten des Märchens vom *großen Menschenfresser*. Die Lagerhäftlinge wußten weit mehr als wir. Erstens waren die meisten von ihnen später verhaftet worden, und zweitens waren die Vorschriften im Lager unvergleichlich milder und ermöglichten während der Arbeit einen gewissen Kontakt zu der Bevölkerung.

An dem Tag, an dem ich mich, erschüttert vom Tod Tanja Stankowskajas, von den anderen absonderte, kam ein junges Mädchen mit einem lieben runden Gesicht, das an einen Apfel erinnerte, auf mich zu und sagte leise: «Quälen Sie sich nicht so sehr wegen Ihrer Freundin. Hier sterben viel zu viele Menschen, als daß man sich erlauben könnte, auf den Tod in dieser Weise zu reagieren. Denken Sie an etwas anderes. Denken Sie zum Beispiel an Ihre Familie, dort, in der Freiheit. Haben Sie noch jemanden?»

«Kinder... Eltern... Mein Mann ist verhaftet.»

«Na also. Ich arbeite außerhalb des Lagergebiets. Schreiben Sie einen Brief. Ich werde ihn einstecken. Dann werden sie ihn bekommen.»

Das ist eine Möglichkeit, meiner Mutter einen Brief zu schikken, ohne als Mitautor den Zensor von Jaroslawl zu haben! Das ist schon viel wert... Und ich kritzele zwei winzige Notizblätter mit mikroskopisch kleinen Buchstaben voll, um soviel wie möglich darauf unterzubringen. Das Notizbuch, aus dem das Mädchen diese beiden Blätter herausgerissen und das sie nachlässig wieder in die Tasche gesteckt hat, kommt mir wie ein wahres Wunder vor, als hätte sie eine Handvoll Diamanten hervorgezogen. Und wie nachlässig sie mit einem so kostbaren Gegenstand umgeht! Ich bin atemlos vor Begeisterung und Entzücken, als mir meine Wohltäterin mit der gleichen lässigen Bewegung einen Briefumschlag gibt. Einen richtigen Briefumschlag mit einer Briefmarke!

Ich kann immer noch nicht an mein Glück glauben und übergebe ihr den fertigen Brief mit dem gleichen Gefühl, mit dem Schiffbrüchige ihren Hilferuf in der versiegelten Flasche dem Meer anvertrauen.

Diese zweiundzwanzigjährige Allotschka Tokarewa, eine Lagerinsassin (KRD, zehn Jahre), die mir soviel Sympathie entgegenbrachte, war während des ganzen Monats, den ich im Transitlager von Wladiwostok verbrachte, mein guter Geist. Taktvoll und freundlich führte sie mich in diese für mich neue Welt ein.

«Wenn Ihre Fragebogen ausgefüllt werden», belehrte sie mich, «müssen Sie sagen, daß Sie an der medizinischen Fakultät studiert und erst nach dem vierten Semester auf Philologie umgesattelt haben.»

«Warum denn das?» fragte ich verwundert.

«Falls man in Kolyma Krankenschwestern braucht, könnte es sein, daß man auf Sie zurückgreift. Als Krankenschwester brauchen Sie nicht im Freien zu arbeiten, beim Roden oder Holzfällen...»

«Aber das ist doch Betrug! Außerdem kann ich ja gar nicht als Krankenschwester arbeiten...»

«Was muß man da schon können! Den Menschen ist am meisten geholfen, wenn ein anständiger Mensch auf einem solchen Posten arbeitet. Sie werden Todkranken das Leben retten. Und Sie werden dafür keine Geschenke verlangen.»

«Und die Behandlung?»

«Stellen Sie sich nicht an. Im Lager hilft nur eines: für einen oder zwei Tage von der Arbeit befreit zu werden...»

«Ich kann nicht lügen...»

«Dann müssen Sie es lernen...»

Solche Reden aus dem Mund eines jungen Mädchens mit einem runden Apfelgesicht kamen mir wie eine neue Maske des *großen Wahnsinns* vor.

Aber vorerst war ich keine sehr gelehrige Schülerin. Und von Anfang an verspielte ich meine Chancen bei einer sehr einflußreichen Person, einer gewissen Tamara, die den hohen Titel ‹Kolonnenführerin› hatte.

Tamara war der erste ‹Pinsel›, mit dem mich das Schicksal zusammenführte. Sonderbarerweise war auch sie nach dem politischen Artikel 58 verurteilt worden und war, glaube ich, sogar eine ‹KRTD›. Wenn sie trotz dieses Artikels eine solche Position erreicht hatte, so bedeutet das... Das alles ist mir jedoch erst später klargeworden. Damals wußte ich nur, daß Tamara eine

ehemalige Komsomolfunktionärin aus Odessa war, und ich ging zu ihr, um sie zu fragen, ob unsere Habseligkeiten mit dem Transport aus Jaroslawl angekommen seien. Diese Frage war für mich sehr wichtig, denn meine roten Turnschuhe, in denen ich Hunderte von Kilometern in der Einzelzelle zurückgelegt hatte, waren auseinandergefallen. Stiefel bekam ich nicht, und so lief ich praktisch barfuß. Unter meinen persönlichen Sachen hatte ich noch ein Paar alte, aber feste schwarze Schuhe. Auf diese Schuhe wartete ich so sehr, daß sie mir sogar im Traum erschienen.

Ich fragte, selbstverständlich sehr höflich, und sprach Tamara mit ‹Genossin› an, wie es unter uns Häftlingen üblich war.

«Siehst du diese Verrückte?» sagte Tamara zu ihrer Vertreterin, einer ‹Bytowitschka›, die ihr auf Schritt und Tritt folgte.

Tamaras schönes, gleichmäßiges Gesicht mit dem rosigen Teint, der unter unseren graugelben Gesichtern auffiel, lief vor Zorn rot an. Später erfuhr ich, daß sie zu jenen ‹Pinseln› gehörte, die ständig ‹unter Volldampf› standen und nur auf eine Gelegenheit warteten, über irgend jemanden herzufallen.

«Ihre Koffer sind leider noch nicht eingetroffen, Madame», giftete sie mich höhnisch an. «Außerdem bin ich für dich keine Genossin! Wir haben nicht zusammen Schweine gehütet... Und wegen deiner Klamotten mußt du die Barackensprecherin fragen, nicht mich.»

Sie schrie mit einer hohen, schneidenden Stimme und schlug mit der Faust auf den Tisch, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und auf mich zu lenken. Ihre Empörung darüber, daß ich gegen die Rangordnung verstoßen und mich an sie wie an eine Gleichgestellte gewandt hatte, dauerte mindestens fünf Minuten.

Und ich goß noch Öl ins Feuer, indem ich antwortete: «Entschuldigen Sie, eine ‹Genossin› sind Sie wirklich nicht. Ich habe mich geirrt...»

Von diesem Augenblick an hatte ich eine mächtige, tödliche Feindin. Das zeigte sich schon am dritten Tag danach, als ich, obwohl ich mich vor Entkräftung, Skorbut und Durchfall kaum auf den Beinen halten konnte, zur Arbeit in den Steinbruch geschickt wurde.

Übrigens erzählten einige Frauen aus Odessa, die Tamara von früher kannten, daß sie vor ihrer Verhaftung ein nettes Mädchen und eine aktive Komsomolzin gewesen sei, freundlich und wohlwollend zu allen. Später habe ich noch häufig Menschen beobachtet, deren Persönlichkeit sich durch den täglichen Kampf ums Dasein im Lager völlig veränderte. Alles, was früher einmal gewesen war, wurde bei ihnen verdrängt. Es entstand ein neuer Mensch, und dieser Mensch war furchtbar. Es waren hölzerne Marionetten, ohne Bindung, ohne Seelenleben und vor allem ohne Gedächtnis. Diese Menschen dachten nie mehr an die Freiheit, an die menschliche Periode ihres Lebens zurück. Solche Erinnerungen wären für sie nur eine Belastung gewesen.

Die Frauen aus Odessa, die sich hier im Transitlager befanden, wußten das und sprachen Tamara nie wie eine alte Bekannte an. Nachdem sie alle Brücken hinter sich abgerissen hatte, vermied sie es, sich Rechenschaft abzulegen über ihr eigenes Verhalten und besonders über jene Ereignisse, deren Opfer sie selbst geworden war. Daß sie ständig ‹unter Volldampf› stand und ihre sogenannte ‹Reizbarkeit›, das heißt, ihre Bereitschaft, Szenen zu machen und Menschen zu beleidigen, die von ihr abhängig waren, erklärten sich daraus, daß sie die Menschen verachtete und sich doch vor ihnen fürchtete, auch wenn sie es sich nicht eingestand. Ihre zahllosen Speichellecker und Höflinge behandelte sie mit herablassender Verachtung. Die anderen aber, die ihr durch Schweigen und Blicke zeigten, daß sie den verborgenen Mechanismus ihres Verhaltens durchschauten, haßte sie glühend und verfolgte sie auf Schritt und Tritt.

Ich hatte durch meine naive Anrede ‹Genossin› in ihr die Erinnerung an jene Vergangenheit geweckt, die sie vor sich selbst verleugnete, weil sie ihr bei ihrer Karriere im Weg war. Deshalb reagierte sie mit einem solchen Ausbruch. Nach dem Zusammenstoß mit ihr bekam ich Einblick in die psychologische Struktur dieses Menschentyps, die durch die Lebensbedingungen im Lager bloßgelegt wird. Bei jeder Begegnung mit Tamara fielen mir die Verse von Blok ein:

Wie furchtbar ist es für einen Toten
Sich lebendig und leidenschaftlich zu geben!
Aber er muß sich in die Gesellschaft Eingang verschaffen
Und um Karriere zu machen, das Klappern der Gebeine
verbergen...

Später, auf meinem Weg durch die Lager, bin ich noch vielen seelischen Leichnamen begegnet. Im Gefängnis hatte es sie nicht gegeben. Das Gefängnis, besonders die Einzelhaft, läuterte die

Menschen und brachte die Diamanten und das Gold ihrer Seelen zum Vorschein.

Im Steinbruch erfuhr ich am eigenen Leib, was Zwangsarbeit ist. Es war Juli. Erbarmungslos trafen uns die ultravioletten Strahlen der fernöstlichen Sonne. Noch aus der Ferne ging von dem Gestein eine höllische Glut aus. Es kam hinzu, daß wir über zwei Jahre lang nicht einen einzigen Sonnenstrahl gesehen hatten und nach der Zeit in den Einzelzellen körperliche Arbeit nicht mehr gewohnt waren. Wir litten an Skorbut und Pellagra... Der Waggon Nr. 7 hatte uns den Rest gegeben. Und ausgerechnet wir mußten Erd- und Steinbrucharbeiten leisten, die selbst von Männern große Kraft und Widerstandsfähigkeit verlangen.

Es war erstaunlich, wie selten in dieser Sonnenglut jemand einen Hitzschlag bekam. Es geschah nur zweimal, wenn ich mich recht erinnere. Das erste Mal traf es Lisa Schewelewa, Jelena Stassowas persönliche Sekretärin für die Kominternarbeit. Sie starb später in Magadan, im Gefängniskrankenhaus, gleich nach der Überfahrt. Die andere war Weriko Dumbadse, ein junges Mädchen, das ihres Vaters wegen mit sechzehn Jahren verhaftet worden war. Auf der gleichen Trage, mit der wir die Steine schleppten, wurden sie ins Krankenhaus gebracht. Zwei Tage später wurden sie schon wieder zur Arbeit eingeteilt.

Immer wieder tauchten Erinnerungen an Bücher auf, die ich einmal gelesen hatte: Neukaledonien. Jean Valgeant. Ein Zuchthäusler, der an seinen Handwagen geschmiedet ist... Und so sieht das alles in Wirklichkeit aus.

Die ‹Pinsel› des Transitlagers versicherten uns immer wieder, diese Arbeit sei ein wahres Paradies, gemessen an unseren Artikeln und Strafen, denn bisher müßten wir noch kein Soll erfüllen und bekämen trotzdem die Verpflegung für hundertprozentige Leistungen. In Kolyma werde das anders aussehen. Dort müßten wir ein bestimmtes Soll erfüllen. Der Aufenthalt hier sei nur eine Art Ruhepause vor der Überfahrt. Trotz dieses ‹Liberalismus› bekamen viele von uns Hungerödeme an den Beinen. Nachts konnte man, obwohl wir unter freiem Himmel lagen, nur schwer einschlafen, weil ringsum Hunderte von Menschen schwer atmeten, stöhnten und hin und wieder aufschrien. Zwischen den Zähnen knirschte der Staub aus dem Steinbruch.

Bei manchen zeigte sich bereits der Lagerstumpfsinn. Sie hatten schon gelernt, alles wie durch einen Nebel zu betrachten, ohne wirklich wahrzunehmen: die Sterbenden, die Nachtblinden, die

nach Sonnenuntergang mit ihren Helfern oder mit vorgestreckten, zitternden Armen umhergingen, und die Scharen von Wanzen auf den Pritschen. Einige nahmen die schreckliche Gewohnheit an, ihre Ödeme und die Lumpen ihrer Jeschow-Uniform wie Bettler zur Schau zu tragen.

Aber das waren Ausnahmen. Die überwiegende Mehrzahl versuchte durchzuhalten. Man freute sich über den weißen Morgennebel und über die wunderbaren violetten Sonnenuntergänge, die über uns leuchteten, wenn wir vom Steinbruch ins Lager zurückkehrten. Man freute sich, wenn Schiffe in der Nähe lagen, was man wie mit einem sechsten Sinn spürte. Und die Gedichte... Noch immer trugen wir nachts Gedichte vor. Noch immer lebten wir in jener bittersüßen Welt der Gefühle, die sich uns in der Einzelzelle in Jaroslawl so freigebig eröffnet hatte. Ich fühlte instinktiv, daß ich lebte, solange mich der Wind, die funkelnden Sterne und die Gedichte noch erregen konnten – ich lebte, auch wenn meine Knie schlotterten und ich unter dem Gewicht der glühenden Steine fast zusammenbrach. Der Widerstand gegen das schreckliche Grauen, das uns jetzt von allen Seiten bedrängte, bestand gerade darin, daß wir alle diese letzten Schätze in der Seele zu bewahren suchten.

Es gab schon einige unter uns, die sich in die Einzelzelle zurücksehnten.

«Dort war es besser, wirklich. Dort war es immerhin sauber, man hatte Bücher und brauchte nicht so tierisch, so entwürdigend zu arbeiten...»

«Wenn wir nicht aus dem Gefängnis herausgekommen wären, wären wir spätestens im nächsten Jahr an Skorbut eingegangen...»

«Und jetzt? Glauben Sie, daß wir das nächste Jahr noch erleben?»

An einem frühen Morgen, als zwischen den Rändern der leichten Wolken noch die verblassenden Sterne zitterten, weckte Nadja Lobyzina das ganze Lager. Nadja war Sozialrevolutionärin und kam uns, obwohl sie erst dreißig Jahre alt war, wie ein lebender Anachronismus vor. Die Brille, die altmodische Frisur und ihre merkwürdige Art zu sprechen, das alles waren typische Merkmale einer Suffragette aus der Zeit um die Jahrhundertwende. Aber an jenem Morgen benahm sich Nadja wie ein Fährtenleser aus der Taiga oder wie ein Indianerhäuptling aus einem Buch von Mayne Reid. Sie legte das Ohr auf die Erde und horch-

te mit erhobenem Zeigefinger, dann sprang sie von dem Brett, auf dem sie schlief, auf und flüsterte erregt: «Sie kommen! Ein Transport... Ein großer Transport... Wahrscheinlich Männer! Wir haben es doch schon immer gesagt.»

Manche von uns sahen Nadja mitleidig an. Eine Halluzination? Eine Psychose? Das wäre nicht verwunderlich gewesen...

Aber was wir für Hirngespinste hielten, sollte sich als Wirklichkeit erweisen. Der Transport war angekommen. Ein großer Männertransport, Politische aus Werchne-Uralsk. Genau wie wir kamen sie aus der Einzelhaft. In der Mehrzahl Parteimitglieder. Männer. *Unsere* Männer.

So ging die Prophezeiung der Sozialrevolutionäre zu einem Teil in Erfüllung. Aber eine Begegnung mit den eigenen Angehörigen war jetzt, angesichts der ungeheuren Ausmaße dieser Aktion, so gut wie ausgeschlossen. Ich habe bereits erwähnt, daß nur Pawotschka Samojlowa das Glück hatte, ihren Bruder zu treffen.

Wir werden von dem Stacheldrahtzaun, der uns von den Männern trennt, nicht fortgejagt. Und wir schauen, wir schauen und wenden die Augen nicht ab von dem ins Lager kommenden Männertransport.

Sie gehen schweigend, mit gesenktem Kopf, sie bewegen ihre Beine nur langsam, und an den Füßen tragen sie die gleichen Stiefel wie wir. Sie haben die gleichen ‹Jeschow-Uniformen› an, aber die braungestreiften Hosen sehen noch mehr wie Sträflingskleidung aus als unsere Röcke. Und obwohl wir uns sagen könnten, daß die Männer widerstandsfähiger sind als wir, empfinden wir für sie mütterliches Mitleid. Sie kommen uns noch hilfloser vor. Sie können so schlecht Schmerzen ertragen (so glauben wir), sie sind nicht imstande, ihre Wäsche zu waschen oder zu flicken wie wir... Das waren unsere Männer und unsere Brüder, die in dieser furchtbaren Situation unsere Fürsorge entbehren mußten.

«Der Arme, er hat niemanden, der ihm einen Knopf annähen könnte...» Irgend jemand zitierte diese Formel fraulicher Liebe aus einem frühen Roman von Ilja Ehrenburg.

In jedem Gesicht glaube ich eine Ähnlichkeit mit meinem Mann zu erkennen. Meine Schläfen schmerzen vor Anstrengung. Alle suchen genauso gespannt. Und plötzlich...

Plötzlich entdeckt uns einer der Männer.

«Frauen! *Unsere* Frauen!»

Ich kann das, was nun geschah, nicht beschreiben. Ich finde

keine Worte dafür. Es war, als hätten wir alle gleichzeitig, auf beiden Seiten des Stacheldrahts, einen elektrischen Schlag bekommen. Und in diesem Augenblick wurde ganz deutlich, daß wir alle in unserem Innersten einander ähnlich waren! Alles, was im Laufe der zwei langen Jahre im Gefängnis verdrängt worden war, was jeder einzelne mit sich herumgetragen hatte – das alles brach jetzt hervor und tobte in uns, um uns und, wie es schien, selbst in der Atmosphäre. Wir schrien, die Männer schrien, wir streckten uns die Hände entgegen. Fast alle weinten laut.

«Ihr Lieben, ihr Armen!»

«Seid mutig! Haltet durch! Seid tapfer!»

Diese und ähnliche Worte riefen wir uns gegenseitig zu.

Nach diesem ersten Ausbruch begann man, nach Angehörigen, nach Bekannten zu suchen. Man half sich mit der Geographie. Speziell mit der Parteigeographie. Da die Mehrzahl der gefangenen Männer Parteimitglieder waren, hörte sich die ‹Suchaktion›, die nun begann, etwa so an:

«Leningrad! Gebietskomitee der Partei!»

«Ist bei euch jemand aus Dnjepropetrowsk, vom Gebietskomitee des Komsomol?»

«Ufa, Stadtkomitee! Hier ist der erste Sekretär!»

Und dann begann der Austausch der ‹Geschenke›. Die seelische Spannung mußte unbedingt in Taten umgesetzt werden. Auf beiden Seiten wollte jeder irgend etwas verschenken. Aber niemand besaß etwas. Und so hieß es denn: «Nehmen Sie dieses Handtuch! Es ist noch ganz schön...»

«Mädchen! Wer von euch braucht einen Napf? Selbstgemacht, aus einem gestohlenen Gefängnisbecher...»

«Brot, hier ist Brot! Nach dem Transport seid ihr doch sicher ausgehungert...»

Es kam sofort zu stürmischen Romanzen. In diesen menschlichen Wesen, die schon fast körperlos waren, erwachte, wie durch ein Wunder, bei der ersten menschlichen Begegnung die Erlebnisfähigkeit wieder, die in dem unermeßlichen Leid verlorengegangen war. Morgen wird man sie in verschiedene Richtungen abtransportieren und sie werden sich nie wiedersehen. Heute aber schauen sie sich begeistert durch den rostigen Stacheldrahtzaun in die Augen und sprechen, sprechen.

Nie habe ich eine selbstlosere und reinere Liebe gesehen als in diesen Eintagsromanzen zwischen Unbekannten, vielleicht, weil hier die Liebe wirklich unmittelbar neben dem Tod stand.

Wir erhielten täglich lange Briefe von ‹unseren› Männern. Kollektive und persönliche. In Versen und in Prosa. Auf schmutzigen Papierfetzen und sogar auf Lumpen. In der bebenden, reinen Zärtlichkeit dieser Briefe zeigte sich ihre mit Füßen getretene männliche Würde. Wir waren für sie die Verkörperung des Weiblichen. Sie vergingen vor Schmerz und Trauer bei dem Gedanken, daß man uns, *ihren* Frauen, das gleiche angetan hatte wie ihnen.

Ich erinnere mich an den Anfang des ersten Gemeinschaftsbriefes: «Ihr Lieben! Frauen, Schwestern, Freundinnen, Geliebte! Was können wir tun, um Euer Leid auf uns zu nehmen? . . .»

Obgleich das Lagergebiet der Männer und das der Frauen überfüllt waren, begegnete man nur selten Bekannten von früher. Wer einen Landsmann traf, konnte sich schon glücklich schätzen. Aus Kasan war mit diesem Transport ein drolliger junger tatarischer Dichter gekommen, ein Waisenhauszögling, der sich das eindrucksvolle Pseudonym Genij Respublikanjez[66] zugelegt hatte. Da er aus Kasan stammte, verzieh ich ihm sogar dieses Pseudonym. Wir verbrachten ganze Stunden am Stacheldraht und zählten die Namen unserer Freunde in Kasan auf. Einfach nur die Namen, wie Beschwörungen. Ich wollte mir bestätigen lassen, daß ich von ihnen nicht nur geträumt hatte, von diesen Wissenschaftlern, Schriftstellern, Parteifunktionären. Daß es auf der Welt nicht nur Gendarme, ‹Pinsel›, Wachsoldaten und Todeskandidaten gab.

Das Schicksal dieser Männer war tragisch. Noch ehe sie sich von dem Transport erholen konnten, sollten sie auf ein Schiff verladen und nach Kolyma gebracht werden. Die vielen Kilometer vom Transitlager bis zum Hafen mußten sie zu Fuß gehen. Ausgerechnet an diesem Tag kam es zu einer Verzögerung bei der Brotausgabe, so daß sie sich hungrig auf den Weg machen mußten. Nachdem sie einige Kilometer in der glühenden Hitze gegangen waren, brachen viele zusammen. Einige starben. Darauf setzten sich alle anderen auf die Erde und erklärten, sie würden sich nicht vom Fleck rühren, wenn sie kein Brot bekämen.

Organisierte Proteste kamen unter den an Disziplin gewöhnten Gefangenen, die zu einem großen Teil Parteimitglieder waren, nur selten vor. Die Wachmannschaften verloren die Beherrschung. Es kam zu entsetzlichen Zwischenfällen. Sie traten die Toten mit den Stiefeln, nach der Methode der Ärzte im *‹Braven Soldaten Schwejk›* («Bringen Sie diesen Simulanten in die

Leichenhalle!»). Einige der Männer, die vor Schwäche und Entkräftung nicht weiterkonnten, wurden ‹beim Fluchtversuch› erschossen. Die anderen durften in das Lager zurück, wo sie noch eine Woche blieben.

Wie immer nach solchen Repressalien, gab es eine Zeitlang reichlicher und besser zu essen. Wir bekamen jetzt häufiger die unbekömmlichen ‹Pasteten›, und der Eintopf wurde dicker. Die Pasteten flogen wie Tennisbälle über den Stacheldraht, denn unsere lieben Genossen wollten uns ihre schenken, wir aber nahmen sie nicht an, warfen sie zurück und versicherten, wir seien satt.

Allotschka Torkarewa, die sich heiß in einen jungen Mann aus Charkow verliebt hatte, stand Nacht für Nacht am Stacheldrahtzaun. Ihre Augen glühten ekstatisch. Alle Vernünftigkeit, die sie im Lager erworben hatte, war wie weggeweht. Sie wäre bereit gewesen, notfalls mit Fäusten auf die selbstherrliche ‹Kolonnenführerin› Tamara loszugehen. Tamara aber sah sich ‹diese Belletristik› gelassen an. Den platonischen Seelenergüssen am Stacheldrahtzaun maß sie nicht die geringste Bedeutung bei.

«Sollen sie doch! Hauptsache, bei der Kontrolle stimmt die Rechnung . . . Dafür sind wir eben ein Transitlager . . .»

Unsere Brigade, die im Steinbruch arbeiten mußte, schrumpfte immer mehr zusammen. Der Durchfall, eine Folge des Vitaminmangels, verwandelte die Menschen in Schatten. Ins Krankenhaus kamen nur die Sterbenden, und auch sie nicht immer. Die anderen blieben auf der Erde oder auf den Pritschen liegen und mußten jeden Augenblick aufspringen, um zur Latrine zu rennen. Diejenigen, die sich noch auf den Beinen halten konnten, versorgten nach der Rückkehr von der Arbeit die Kranken mit dem gelben, stinkenden Wasser aus den Fässern und holten zuweilen aus lauter Verzweiflung den ‹Hilfsarzt›, der mit schmutzigen Fingern Saloltabletten in die halboffenen ausgedorrten Münder steckte.

Die Dauer des Aufenthalts im Transitlager Wladiwostok war sehr unterschiedlich, sowohl für die einzelnen Häftlinge als auch für ganze Transporte. Für manche war es tatsächlich nur ein Durchgangslager, das sie nach wenigen Tagen wieder verließen. Andere blieben monatelang dort. Und es gab ‹Pinsel›, die sich so gut den Forderungen der Lagerverwaltung anzupassen verstanden, daß sie für Jahre blieben.

Die Wege aus diesem Lager führten in verschiedene Himmelsrichtungen. Herr USWITL[67] war ein reicher Großgrundbesitzer.

Seine Ländereien erstreckten sich über riesige Gebiete. Aber für den ‹Tjursak› gab es in der Regel nur den einen Weg – nach Kolyma. Es war ein seltsames psychologisches Phänomen: dieses Wort, das jedem in der Freiheit Schrecken einjagte, hatte hier, bei den Insassen des Transitlagers, nicht nur seinen Schrecken verloren, sondern weckte sogar eine unbestimmte Hoffnung.

«Wenn es doch endlich losginge!»

«In Kolyma werden wir wenigstens satt werden!»

«Jeder Frost ist mir lieber als diese Höllenglut!»

In solchen Ausrufen drückte sich das elementare Bedürfnis der menschlichen Seele nach Hoffnung aus. Und wenn die Hoffnung noch so ungewiß war...

Großen Einfluß auf unsere Stimmung hatten auch Gerüchte über Kolyma, die im Lager von einigen rückfälligen ‹Bytowiki›, die schon einmal dort gewesen waren, verbreitet wurden. Zwar spiegelten ihre Erzählungen die Zustände der Jahre 1934 und 1935, aber wir hörten trotzdem hingebungsvoll zu. Mit einem Schuß Aufschneiderei und Prahlerei ergaben ihre Schilderungen das Bild eines sowjetischen Klondike, wo ein Mensch mit Initiative, sogar ein Häftling, niemals zugrunde ging, wo märchenhafte Schätze, große Stücke Hirschfleisch, sibirischer Kaviar, Flaschen voller Lebertran in kürzester Zeit jeden ‹Todeskandidaten› gesund machten, ganz zu schweigen von dem Gold, das man gegen Tabak oder Klamotten tauschen konnte.

«Das wichtigste, Kinder, nicht den Kopf hängen lassen! In Kolyma ist für alle Platz, Kolyma ernährt und kleidet alle!» plauderte ein blonder junger ‹Pinsel›, der ‹Wasek der Verschwender› genannt wurde. Wasek stellte die Transportlisten zusammen und wußte immer die letzten Neuigkeiten, die er den anderen gern mitteilte. Er war bereits zweimal in Kolyma gewesen und saß jetzt zum drittenmal wegen einer Unterschlagung, die er in Magadan begangen hatte. Sein Patriotismus für Kolyma kannte keine Grenzen.

«Schön heiß, nicht wahr?» fragte er teilnahmsvoll, als er an unserer Brigade vorbeiging, die im Steinbruch vor Hitze verschmachtete. «Macht nichts, bald kommt ihr nach Kolyma, dort ist es schön kühl.»

Und Wasek sang mit durchdringender Stimme:

«Kolyma, Kolyma, ach du ferner Stern,
Zwölf Monate Winter, und den Sommer hab ich gern...»

Wasek der Verschwender erinnerte an Gorkijs Luka [68]. Er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, seinen Nächsten zu trösten. Sogar für die Nachtblinden fand er Worte der Hoffnung. Und man hörte ihm gierig zu.

«Macht nichts, Mädchen, ihr braucht nur nach Kolyma zu kommen, dort könnt ihr Fisch essen, kiloweise! Im Lager, frisch aus dem Faß, so wie hier das Wasser. Pures Vitamin A, ihr könnt den Hilfsarzt fragen! Für die Augen gibt es nichts Besseres. Ihr braucht nur zwei, drei Bissen zu essen, und alles ist gut! Ihr werdet bald vergessen haben, daß ihr einmal nachtblind gewesen seid.»

Auch für die allerdings wenigen älteren Frauen im Lager, die sehr viel mehr litten als wir jungen, hatte Wasek immer eine erfreuliche Aussicht bereit.

«Mach dir nichts draus, Mütterchen, das ist die Hauptsache, mach dir nichts draus! Für Kolyma bist du noch knusprig genug. Weißt du, was man dort sagt: Vierzig Prozent – kein Schnaps, tausend Kilometer – keine Entfernung, sechzig Grad minus – kein Frost, sechzig Jährchen – kein Alter! Wir werden für dich noch einen Mann finden, Mütterchen, du wirst schon sehen!»

Und obwohl wir alle genau wußten, daß man alles, was Wasek erzählte, ‹in die Sprache des Jahres 1937 übersetzen› mußte (wie unsere Untersuchungsrichter zu sagen pflegten), drangen seine Reden von dem gelobten Land Kolyma wie ein süßes Gift in das Bewußtsein von vielen ein.

Immer häufiger hörte man in unseren fiebrigen Nächten, zwischen Stöhnen und Zähneknirschen, den Aufschrei: «Ach, wären wir schon in Kolyma!»

Und Wasek, der die Lagerlisten zu verwalten hatte, zwinkerte uns seit einiger Zeit tröstend zu und flüsterte: «Bald!»

(1740–1764), als Kind 1741 von der Zarin Elisabeth Petrowna eingekerkert, nach dem gescheiterten Putsch von 1764 getötet.

35 Akyn, Volksdichter, Sänger von improvisierten Gedichten und Liedern bei den tatarischen Volksstämmen.

36 Nata *Vatschnadse* (geb. 1904), georgische Filmschauspielerin.

37 Korschunidse, Gadiaschwili; georgische Phantasienamen, abgeleitet von *korschun* (Geier) und *gad* (Schlange).

38 Dekabristen (von *dekabr*, Dezember): Teilnehmer eines mißglückten Offiziersaufstandes am 26. Dezember 1825 in Petersburg gegen die absolutistische Monarchie.

39 ‹Boule de suif›: eine Frauengestalt von Maupassant.

40 Anspielung auf die erste Zeile von Puschkins Gedicht «An die alte Amme» (1826): «Freundin meiner schweren Tage . . .»

41 «O laß mich nicht den Verstand verlieren»: ein spätes Gedicht von Puschkin.

42 «Es ist mir übel, alles wankt vor meinen Augen, blutüberströmte Knaben sehe ich vor mir . . .»: Boris Godunows erster großer Monolog in dem gleichnamigen Drama von Puschkin.

43 Ukrainische Phantasienamen, abgeleitet von «Pessimist» und «Optimist».

44 Ein zu jener Zeit populäres Wortspiel: Jeschowy rukawizy (Josch, der Igel) – Handschuhe aus Igelhaut. Jemanden «mit Igelhandschuhen anfassen», schlecht behandeln. Eine Redensart, zugleich eine Anspielung auf Jeschow.

45 Schlüsselburg: Festung in Petersburg, die als Gefängnis für politische Häftlinge diente.

46 Wassilij Iwanowitsch *Tschapajew* (1887–1919), ein populärer Held des Bürgerkriegs, Kommandeur der Roten Armee im Kampf gegen die Kosaken im Uralgebiet. Berühmt geworden durch den 1923 veröffentlichten und 1934 verfilmten Roman von Furmanow: ‹*Tschapajew*›. – Anka: eine Maschinengewehrschützin aus seinem Regiment.

47 Solowej-Rasbojnik («Nachtigall-Räuber»): ein «Bogatyr», ein Held aus den russischen Sagen, der durch einen einzigen Pfiff Menschen und Tiere in die Flucht schlagen konnte.

48 Russisches Sprichwort: gemeint ist die Gleichzeitigkeit des Entstehens von Stengel und Blatt bei einem Grashalm.

49 «Trauriger Dämon, Geist der Verbannung»: Anfangszeilen aus dem Poem «Der Dämon» von Lermontow.

50 «Die Weißen», die weiße Garde: die monarchistischen Gegner der Oktoberrevolution.

51 Schota *Rustaweli*, bedeutender georgischer Dichter des 12. Jahrhunderts, Verfasser des Poems «Der Held mit dem Tigerfell».

52 *Kamo*, Parteiname von Semjon *Ter-Petrosjan* (1882–1922), georgischer Kommunist, von 1901 an Führer der revolutionären konspirativen Arbeit und zahlreicher bewaffneter Aufstände.

53 Hier meint Jewgenija Ginsburg nicht «verbum finitum», sondern die Endstellung des Verbs im deutschen Satzbau.

54 «Listiger Höfling»: aus ‹*Boris Godunow*› von Puschkin, viertes Bild, Worotynskij zu Schujskij.

55 ‹*Auferstehung*›, Roman von L. Tolstoj.

56 «Feuchte Erde»: ein beliebtes Bild im russischen Märchen, analog zu «Mütterchen Erde».

57 «Oj, Dnipro»: ein ukrainisches Volkslied.

58 Anna *Kern* (1800–1879), eine feinsinnige Freundin Puschkins, an die er mehrere Gedichte geschrieben hat.

59 Nikolaj Alexandrowitsch *Schtschors* (1885–1919), populärer Kommandeur der Roten Garde in der Zeit des Bürgerkriegs.

60 Bruno *Jasienski* (1901–1941), polnischer Schriftsteller, lebte von 1929 an in der UdSSR.

61 Bytowiki (von byt, Lebensweise, Lebensart, auch Alltag): Bezeichnung für nicht politische Gefangene.

62 KRD, Abkürzung für Kontrrevoljuzionnaja dejatelnost: Konterrevolutionäre Tätigkeit.

63 Pescha (PSch), Abkürzung für Podosrenije w schpionasche: Spionageverdacht.

64 KRTD, Abkürzung für Kontrrevoljuzionnaja trotzkistskaja dejatelnost: Konterrevolutionäre trotzkistische Tätigkeit.

65 Tjascholyj trud: Schwerarbeit.

66 Genij Respublikanjez: Genius Republikaner.

67 USWITL, Abkürzung für Uprawlenije sewernowostotschnych isprawitelno-trudowych lagerej: Verwaltung der nordöstlichen Arbeits- und Erziehungslager.

68 Luka, ein alter Pilger in dem Drama ‹*Das Nachtasyl*› von Gorkij.

69 Otorwy (von otorwat, abreißen): asoziale Elemente.

70 «Freier», «Kontrik»: Bezeichnung für politische Häftlinge im Jargon der Kriminellen.

71 Aus ‹*Wind, Sand und Sterne*› von Saint-Exupéry.

72 Ostap Bender, eine Gaunergestalt in den Romanen von Ilf und Petrow.

73 Der Hasenpelz, den der junge Grinjow in Puschkins Roman ‹*Die Hauptmannstochter*› einem Kosaken schenkt, rettet ihm später das Leben, als dieser Kosak sich als Pugatschow zu erkennen gibt.

74 Alice *Koonen* (geb. 1889), bekannte russische Schaupielerin.

75 Stschi: Kohlsuppe.

76 Tschitschikow: der Held in Gogols Roman ‹*Die toten Seelen*›.

77 Igor Sewerjanin, Pseudonym für Igor Wassiljewitsch *Lotarjow* (1887–1941), Dichter aus der Gruppe der «Egofuturisten», emigrierte nach der Oktoberrevolution.

Swetlana Geier